

FRANZ WERFEL UND SEIN VERLEGER PAUL ZSOLNAY

„Und auch ans Geld verdienen hätte er von sich aus wahrscheinlich kaum gedacht.“ Dieser Aussage Anna Mahlers im Gespräch mit Peter Stephan Jungk kann man wohl zustimmen. Andererseits fragt es sich, wie Franz Werfel es zuwege brachte, neben, wenn nicht vielleicht etwas nach Stefan Zweig einer der finanziell und literarisch erfolgreichsten österreichischen Autoren der Zwischenkriegszeit zu werden. Es ist ja nicht selbstverständlich, daß beide Arten des Erfolgs zusammentreffen. Damit ist auch das Thema meines Referats umschrieben. Es ist für Germanisten eher ungewöhnlich, daß man sich mit dem Thema Geld und Literatur befaßt, obwohl, wie Robert Musil es einmal spöttisch formulierte, eine „Überlegung, wie viele Menschen heute von dem Wort Dichter leben, [...] kaum ein Ende“ fände. Für den materiellen Wohlstand Werfels, der es ihm auch erlaubte, auf großem Fuß zu leben, gibt es eine Reihe von Gründen. Es lag nicht nur daran, daß er das Glück hatte, auf potente, ihm entgegenkommende und verständnisvolle Verleger zu stoßen (hier wäre einmal Kurt Wolff zu nennen) oder populäre Stoffe zu wählen, sondern läßt sich auch darauf zurückführen, daß er höchste Honorare bekam und in hohen Auflagen verlegt wurde. Die vielen Einkünfte aus Nebenrechten wie Theateraufführungen und Übersetzungen trugen, nebenbei bemerkt, auch zu seinem Wohlergehen bei. Gleichgültig wie man Werfels spätere Frau, Alma Mahler-Werfel, generell einschätzt, muß man ihren großen Anteil an seinem Reichtum anerkennen. Denn sie war eine gnadenlose Verhandlerin, die das absolute Maximum herausholen wollte, wenn es sich um ihren Schützling Franz Werfel handelte. Selbst wenn, wie Kurt Wolff es einmal diplomatisch formulierte, ihre Vorhaltungen „in mannigfacher Hinsicht von irrtümlichen Voraussetzungen“ ausgingen. Ein langer Brief, den Alma Mahler Anfang Juni 1922 an den Werfel-Verleger Kurt Wolff richtete, erfaßt sehr gut die Stimmung unter den Autoren und ihre Lage am deutschen Buchmarkt zu dieser Zeit. Die Situationsschilderung ihres Schützlings, der trotz ohnedies ausgezeichneten Konditionen von den Einkünften gerade noch seine Zigarren besorgen konnte, führte zur falschen Annahme, die deutschen Verleger würden ihren Autoren in betrügerischer Absicht Geld vorenthalten. Subjektiv mag die Aufregung über die Entwertung der Autorenhonorare berechtigt gewesen sein, objektiv war sie es aber nicht. Die rasante Inflation in Deutschland hatte verheerende Auswirkungen (nicht nur) auf das Buchgeschäft. Im Laufe des Jahres 1923 konnten Verleger wie etwa Kurt Wolff nicht mehr Bücher wie bisher in Produktion geben, Produktions- und Ladenpreise halten und kalkulieren, „reale“ Gehälter zahlen und nicht zuletzt eingegangene Honorarvereinbarungen mit entsprechender Kaufkraft einhalten. Die Autoren forderten vielfach eine Valorisierung der Verträge (= Abgeltung der Inflation). Statt von der Hand in den Mund leben zu müssen wie viele anderen Kollegen genoß Werfel einen regelmäßigen Bezug in Form einer Monatsrente, die mit einem Generalvertrag gekoppelt war. So etwas bot einem Autor in Zeiten ohne nennenswerte Inflation ein hohes Maß an Sicherheit, sodaß er unbekümmert sich seinem literarischen Werk widmen konnte. Es kam noch etwas hinzu, was für das „Wohlbefinden“ des Autors entscheidend war, nämlich die Vereinigung seines Oeuvres in einem Verlag – das war zunächst der Kurt Wolff Verlag, dann der Paul Zsolnay Verlag und schließlich der Bermann-Fischer Verlag. Dies bot nicht nur dem Autor das wichtige Gefühl der Geborgenheit und Pflege, sondern war auch für den Verlag von Vorteil, denn er

konnte mit dem Gesamtwerk werben oder auftreten und weniger gutgehende Werke eines Autors hinter erfolgreichen Büchern auch werbemäßig mitziehen lassen. Doch weil den meisten das Autorenhemd näher war als der Verlegerrock, wuchs die große Unzufriedenheit mit Verlegern, die ihnen scheinbar eine menschenwürdige Existenz verweigern würden. Das führte zu einer ersten Phase der Abwanderung von Stammverlegern, eine Abwanderung, die von Deutschland in der ersten Hälfte der 20er Jahre in die österreichische Hauptstadt führte. Es war die Geburtsstunde des Paul Zsolnay Verlags im Spätherbst 1923, und das Unternehmen genoß eine Reihe von Startvorteilen, von denen hohe, gesicherte Honorare nicht die unwichtigsten waren.

Nach der Fertigstellung des Verdi-Romans im September 1923 – das Werk gehörte vertraglich dem Kurt Wolff Verlag – kam ein Vertrag mit Paul Zsolnay im Dezember zustande. Die Freigabe von Kurt Wolff erfolgte reibungslos, konnte er im inflationsgeplagten Deutschen Reich dem Autor nicht einen Bruchteil von dem anbieten, was Zsolnay in Wien zu zahlen bereit war. Der Roman eröffnete die Produktion des neuen Verlags Anfang April 1924 und markierte den Grundstein einer von und durch Franz Werfel erhofften und propagierten Verdi-Renaissance im deutschen Sprachraum. Geplant war der Roman als erster Band eines mehrbändigen Zyklus, wie der Autor seinem Verleger Kurt Wolff in einem seit 1934 verschollenen Brief aus dem September 1923 mitteilte.

Für seinen Verdi-Roman wie auch für seine weiteren Werke im Zsolnay Verlag bekam Werfel mit Ausnahme einzelner früher erschienenen Titel Konditionen, von denen andere Autoren zu dieser Zeit oder gar später wohl nur träumen konnten. Vertraglich zugesichert wurden ihm nämlich 22% des Ladenpreises, mit anderen Worten der höchste Honorarsatz, der je einem Zsolnay-Autor bezahlt werden sollte. Ansonsten bekamen die „besten“ Autoren durchwegs 20%, im Schnitt waren es aber 12 bis 15%. Dabei darf man nicht übersehen, daß der Autor die gewünschte Währung auf Basis des Schweizer Frankens aussuchen konnte und am Reingewinn des Verlags auch beteiligt war. Da die völlige Loslösung Werfels vom Kurt Wolff Verlag sich in die Länge zog, kam erst 1926 ein alle sechs Jahre zu erneuernder Generalvertrag zwischen Werfel und Zsolnay zustande, der unter anderem den genannten Honorarsatz festhielt. Ich komme darauf zurück. Ganz ohne Risiko für den Verlag war diese Abmachung nicht, wie die Entwicklungen nach 1933 auch zeigen. Aber sehen wir uns einmal die Konditionen für den Verdi-Roman an. Für die ersten 10.000 Bände erhielt er 10.000 sFr auf die Hand. Auf Grund einer zusätzlichen Vereinbarung erhielt er neuerliche 10.000 Exemplare bei Drucklegung honoriert, und bei der nächsten Auflage griff der Verlag auf eine bewährte Usance zurück und brachte den Auflagenvermerk „23.-50.Tsd.“ an, obwohl lediglich weitere 10.000 aufgelegt wurden. Der Verlag zahlte das Honorar für 5 000 Exemplare (= sFr 5.000) bei Vertragsunterzeichnung und honorierte zur Gänze die restlichen 5 000 nach Abverkauf von bereits 4.000. Zuguterletzt hat sich der Autor (bzw. seine Lebensgefährtin) ausbedungen, das 55. Tausend als von ihm signierte Jubiläumsausgabe in flexiblem Ganzlederband mit Goldschrift erscheinen zu lassen. Die Erstauflage dieser „Ilias der Musik“, wie sie in der ersten Verlagswerbung bezeichnet wurde,¹ verkaufte sich innerhalb von neun Monaten. Die zweite Auflage von weiteren 10.000 Exemplaren setzte der Verlag etwas langsamer ab, sodaß das 56.-

¹ *Börsenblatt*, Nr. 97, 25.4.1924, S. 5753.

65.Tsd. erst im Februar 1928 aufgelegt wurde. Weitere 187 000 Bände folgten hintereinander in 3 Auflagen einer „Sonderausgabe“ zwischen September und Dezember 1930 zum besonders niedrigen Preis von M 2,85 bei einem Umfang von 604 Seiten. Der Verlag verfolgte damit einen Trend am deutschen Buchmarkt zu dieser Zeit, von dem auch die Autoren angesteckt wurden und der darin bestand, „moderne Klassiker“ zu einem „Warenhauspreis“ und in hoher Auflage auf den Markt zu werfen. Das Ziel: neue Käuferschichten anzusprechen. Doch im Fall der neuen Verdi-Ausgabe ging Zsolnay ein äußerst knapp kalkuliertes finanzielles Risiko ein, das sich aber letztlich lohnte. Am 2. September 1930 wurden 57.000 Exemplare aufgelegt, und nicht einmal zwei Wochen später mußten weitere 60.000 gedruckt werden. Rechtzeitig zum Weihnachtsgeschäft ließ der Zsolnay Verlag Anfang Dezember schließlich 70.000 weitere Exemplare drucken, sodaß nun der Gesamtstand des Verdi-Romans bei 250.000 lag. Trotz ihrer anfänglichen Einwände begnügte sich Werfels Agentin Alma Mahler-Werfel letztlich mit dem gebotenen und höchstmöglichen Honorar von 10 Pfennig pro Exemplar im voraus und vor dem Erscheinen. Der Roman war also kein schlechtes Geschäft.

Diese wohlfeile Leinenausgabe war kein Neudruck (reprint), allein deshalb, weil er in Leipzig neugesetzt wurde, und der Vermerk in dieser Ausgabe von 1930, wonach es sich um eine „Ungekürzte, neudurchgesehene Sonderausgabe“ handle, ist zumindest irreführend, wenn nicht falsch. Werfel reagierte nämlich auf die z.T. harsche Kritik (auch aus deutschnationalen Kreisen) am sprachlichen Ausdruck wie auch an der nicht gerade sympathischen Darstellung der deutschen Musikkultur und schrieb einiges um. (Beim Lesen einiger Kritiken fühlt man sich an die Rezeption des Thomas Bernhard-Werks *Alte Meister* in den 80er Jahren erinnert.) Doch mit dieser Ausgabe dürften aber die Wiederbelebungsversuche für Verdi ihren Höhepunkt erreicht haben, denn die Nachfrage ließ nach, und der Verlag verkaufte Anfang 1934 Restbestände nach Berlin. Das Werk selber wurde beim Leipziger Lager im März 1936 beschlagnahmt und eingezogen. Der von Werfel und dem Wiener Musikkritiker Paul Stefan im Jahre 1926 gemeinsam herausgegebene Band der Briefe Verdis blieb bei einer Erstauflage von 3.000 Exemplaren.

Am 20. Juni 1926 unterzeichnete Werfel einen Generalvertrag mit dem Paul Zsolnay Verlag. Die Vertragsdauer war sechs Jahre und konnte einvernehmlich verlängert werden. Dies geschah wieder 1932, sodaß Werfel dem Verlag bis Juni 1938 vertraglich verpflichtet war. Das Übereinkommen brachte beiden Seiten Vorteile: Zsolnay war nun der Verleger Franz Werfels und konnte dessen Gesamtwerk anbieten. Für Werfel bedeutete der Vertrag eine einmalige finanzielle Absicherung. Die Mindestauflage für Romane wurde mit 10 000 fixiert, bei Novellen oder Novellenbänden 5 000, bei Dramen oder Dramenbänden ebenfalls 5 000. Lyrik wurde im Vertrag nicht berücksichtigt.² Ich möchte lediglich zwei Punkte aus dem Vertrag zitieren:

4). Als Honorar sichert der Verlag Herrn Franz Werfel eine Beteiligung von 22% vom Ladenpreis des broschierten Exemplars zu und verpflichtet sich, die jeweils gedruckten Auflagen im vorhinein bei Erscheinen zur Gänze zu honorieren.

² Ausnahmen waren die *Verdi-Briefe* (8 %), *Gedichte* (20%), *Dramatische Dichtungen* (20%) und *Der Tod des Kleinbürgers* (illustrierte Ausgabe, 15%).

5). Alle Honorarauszahlungen erfolgen auf Schweizer Franken-Basis, in jeder von Ihnen gewünschten Währung.³

Durch letztere Bestimmung war der Autor gegen Kursschwankungen abgesichert. Bei der Mindestauflage von Prosatexten ging der Verlag (noch) kein Risiko ein, anders war es bei den in bis zu vier Ausgaben erscheinenden dramatischen Werken, denn 5.000 Exemplare abzusetzen, selbst wenn man im Besitz der Bühnenrechte war, war keine Kleinigkeit. Doch die Regel bestätigt die Ausnahme. Die im November 1924 erscheinende Dramatische Historie *Juarez und Maximilian* erlebte bis 1931 – dank einer Schulausgabe – eine Auflage von immerhin 20.000 Exemplaren. Die „dramatische Legende“ Paulus unter den Juden erreichte einen Stand von 16.000 und *Das Reich Gottes in Böhmen* einen von 10.000. Bei der Annahme von Lyrik war der Zsolnay Verlag generell zurückhaltend, aber angesichts der Popularität Werfels und des Umstands, daß man das Gesamtwerk des Autors verlegte, war das finanzielle Risiko vermindert. So konnte es sich der Verlag ohne weiteres leisten, vom Band *Gedichte*, der Ende 1927 in fünf Ausgaben erschien, gleich 5.000 Exemplare aufzulegen. Verkauft wurden bis zum Sommer 1938 ca. 2800 Exemplare. (Sonst bewegten sich die Auflagenzahlen von Lyrikbänden bei Zsolnay zwischen 500 und 800 Stück.) Wie noch auszuführen sein wird, wurden ab 1933 diese vertraglichen Verpflichtungen zum Mühlstein um den Hals des Verlags, da die Honorierung ja auflagen- und nicht verkaufsorientiert war.

Schon 1929, das Jahr der Weltwirtschaftskrise, kam der Verlag in Bedrängnis, als die Veröffentlichung des umfangreichen Romans *Barbara oder Die Frömmigkeit* (knapp über 800 Seiten) anstand. Bezahlt werden sollte laut Generalvertrag, also Vorauszahlung der ersten 10.000 Exemplare. Des Autors Oberbuchhalterin Alma Mahler regte sich sofort über den vorgeschlagenen Zahlungsmodus auf. Der literarische Direktor des Verlags, Felix Costa, versuchte sie gleich zu besänftigen, nicht ohne die Anstrengungen des Verlags zu verschweigen:

„Was nun, hochverehrte gnädige Frau, Ihren Vorschlag eines Zahlungsmodus‘ für die weiteren verkauften Exemplare in der Weise, dass jedes Zehntausend nach Abverkauf der ersten 30.000 Exemplare vorausbezahlt wird, sobald es in den Handel gelangt, betrifft, kann und darf ich nicht verhehlen, dass seine Annahme eine grosse Anspannung für unseren Verlag bedeutet, weil es hier um grosse Summen geht, deren Flüssigmachung nicht immer leicht ist. Aber da es Ihr und Franz Werfels Wunsch ist, nehmen wir den Vorschlag an und bitten schon heute um Nachsicht, wenn es uns ein oder das andere Mal – wir hoffen, dass wir recht oft in die Lage versetzt werden, 10.000 Exemplare vor auszuhonorieren – besonders schwer werden sollte, die Vorauszahlung ganz termingerecht vorzunehmen.“ Generell war es so, daß der Verlag Franz Werfel und Alma Mahler die Wünsche von den Lippen ablas und es sich meist leisten konnte, gegen jede kaufmännische Vernunft zu handeln.

Es ist in Zusammenhang mit dem *Verdi*-Roman schon von „Sonderausgaben“ die Rede gewesen. Bei der Vorbereitung auf die Publikation des Barbara-Romans ließ sich der Verlag von dieser Zeiterscheinung inspirieren, es wurde völlig umdisponiert und eine neue Werbestrategie entworfen. Man warb ja am besten mit hohen, runden Zahlen.

³ Abschrift des Generalvertrags vom 20.6.1926, Alma Mahler-Werfel Papers, Special Collections, Van Pelt Library, University of Pennsylvania, Philadelphia. Wenn nicht anders angegeben, stammen alle vertragsbezogenen Informationen aus diesem Bestand.

An dieser Stelle möchte ich anführen, daß die umfangreiche Werbung eines der wichtigsten Erfolgsrezepte dieses Verlags war. Auch, daß er sich so etwas wie ein "corporate image" schuf. Wie Paul Zsolnay seinem Autor Franz Werfel im Juli 1929 mitteilte, war zunächst eine erste Auflage von 30.000 Exemplaren geplant, für die Werfel freilich im voraus zu bezahlen war. Der Plan wurde kurzfristig umgestoßen. Der Verlag beschäftigte sich „Tag und Nacht mit Plänen, wie wir die Herausgabe dieses grandiosen Werkes gestalten sollen, um den grösstmöglichen Erfolg zu erringen“, so Costa. Seine Idee sollte eine Art Paukenschlag sein. Am 3. August bat er daher Werfels „Managerin“, die „hochverehrte gnädige Frau“ Alma Mahler, um Erlaubnis, die Idee vorzubringen. „Wir glauben nämlich, dass es einen geradezu sensationellen Eindruck machen würde, wenn wir Franz Werfels neuestes Werk gleich als in 50.000 erschienen ankündigen könnten. Es ist damit erreicht, dass Franz Werfel in höherer Erstaufgabe erscheinen würde als Gerhart Hauptmann, Thomas Mann und Jakob Wassermann und zur Erreichung dieses Zieles würden wir es auf uns nehmen, die höheren, bei diesem umfangreichen Werk ausserordentlich beträchtlichen, Mehrausgaben für Papier und Druck schon jetzt zu tragen und alle unsere Nervenkräfte anzuspannen, die grossen technischen Schwierigkeiten, die sich sicherlich ergeben werden, zu überwinden.“ Der Aufwand für eine sofortige Erstaufgabe von 50 000 Exemplaren und das von einem Band mit 809 Seiten war nicht nur kostspielig, sondern auch arbeitsintensiv. Am 22. Oktober 1929 kamen die Bücher in den Handel. Ende August 1930 hatte der Absatz nahezu das 40. Tsd. erreicht (Costa an Alma Mahler, 29.8.1930). Das Wagnis dürfte sich gelohnt haben: im November 1930, knapp ein Jahr nach dem Erscheinen, wurden weitere 15 000 Exemplare herausgebracht („Sonderausgabe“), so daß der Gesamtstand 65.000 betrug. Barbara wurde somit jenes Werk, an dem Werfel am meisten verdiente. Aber erst jene Werke des Autors, die nach 1933 im Zsolnay Verlag erschienen, zeigen das ganze Ausmaß der finanziellen Belastung des Verlags, die aus einer auflagen- und nicht verkaufsorientierten Beteiligung des Autors entstehen konnte. Das Schicksal der vier Titel, um die es geht, zeigt auch, wie anachronistisch die 1926 festgelegten Mindestauflagen waren, zumal der Markt, wo bis zu 3/4 der Werke Werfels abgesetzt wurden, einfach weggefallen war.

Der schriftstellerische, wenn nicht auch „gesellschaftliche“ Erfolg Franz Werfels läßt sich auf zweierlei Art konkret messen – anhand der Auflagenzahlen seiner Werke sowie anhand der vertraglich ausgezahlten Honorare. Grundlage für den Nachweis des großen finanziellen Erfolgs der Werke Franz Werfels im Zsolnay Verlag sind die Karteikarten in der sog. Herstellkartei im Verlagsarchiv. Die Einkünfte lassen sich deshalb relativ genau errechnen, da die Tantiemen sich schließlich nach der Auflagenzahl und nicht nach den verkauften Bänden orientierten. Von den Werken Werfels wurden insgesamt 658 400 Bände aufgelegt, bedeutend weniger als von John Galsworthy, allerdings mehr als vom „drittplatzierten“ Heinrich Mann. Um auf die Gesamtzahl der zur Verfügung stehenden Bände zu gelangen, müßte man noch jene Bände hinzurechnen, die der Zsolnay Verlag auf Grund eines Vertrags vom 14.3.1931 und gegen einen Betrag von M 6 000 vom Kurt Wolff Verlag übernahm.⁴ Für die von Zsolnay erworbenen

⁴ Vertragsmappe Werfel. Durch dieses Übereinkommen konnte sich Franz Werfel von Wolff endlich rechtlich lösen. Zsolnay übernahm sowohl die Rechte als auch die Lagerbestände von Wolffs Werfel-Ausgaben. „Der Kurt Wolff Verlag verzichtet bei der Gesamtausgabe des Paul Zsolnay Verlages der Werke Franz Werfels auf eine weitere Beteiligung und erklärt sich mit dem seinerzeit bereits aus diesem Titel vorausbezahlten Beträge ein für allemal abgefunden.“

Bände war Franz Werfel; bereits voll honoriert worden. Ich möchte hier ein paar konkrete Beispiele anführen. Was reine Honorare betrifft, so hat Werfel an der normalen Ausgabe von *Barbara oder Die Frömmigkeit* am meisten verdient, und zwar S 185 900. Das ergibt sich aus der Kalkulation 65.000 mal S 2,86. Nach der heutigen Kaufkraft wären das ca. S 6.1 Millionen. Für die Sonderausgabe bekam er S 9 000. Der *Verdi*-Roman, der eine höhere Gesamtauflage erreichte, brachte dem Autor „nur“ S 121 490 (ca. S 3,99 Millionen). Für den *Abituriententag* kassierte der Autor S 83 000 (ca. S 2,7 Millionen), für *Geschwister von Neapel* S 84 150 (ca. S 2,76 Millionen) und dies im voraus. Werfel verdiente allein aus dem Titel garantierte Honorare durchschnittlich S 45 000 im Jahre, nach heutiger Kaufkraft S 1,48 Millionen.

Bevor ich auf jene Werke Worfels zu sprechen komme, die ab 1933 erschienen, ein paar Worte zur Verbreitung seiner Bücher in der NS-Zeit. Werfel zählte gewiß zu den „verbrannten Dichtern“, und laut *Liste 1 des schädlichen und unerwünschten Schrifttums* (Stand 1935) waren ja „Sämtliche Werke“ verboten, doch abgesehen vom Roman *Die vierzig Tage des Musa Dagh*, konnten allem Anschein nach die Bücher des Dichters im Reich bis zum März 1936 verbreitet und verkauft werden. Daß der eine oder andere Buchhändler seine Bücher nicht geführt haben mag, steht auf einem anderen Blatt. Und es spricht nichts dafür, daß das Leipziger Lager bloß ins Ausland liefern durfte. Am 24. März 1936 – also bald drei Jahre nach den Bücherverbrennungen – wurden im Zuge einer großangelegten Gestapo-Aktion in Leipzig sämtliche Lagervorräte u.a. der Werke Worfels „für Deutschland beschlagnahmt und eingezogen“. Sämtliche Werkkarten der Herstellkartei tragen einen entsprechenden Stempel. Das Verbot von *Musa Dagh* war für Verlag und Autor sowohl eine moralische als auch eine finanzielle Niederlage. Der Roman hatte einen Umfang von 1139 Seiten, was ja zwei Bände und somit erhebliche Investitionen für Papier und Druck erforderlich machten. überdies gab es fünf Ausstattungsniveaus. Aufgelegt wurden pro Band 15.000 Exemplare plus der übliche 10 Prozent Überdruck. Und wenn man bedenkt, daß der Roman in der billigsten Ausgabe noch umgerechnet DM 55 kostete, sieht man mit welchen Lasten das Buch belegt war. Im Februar 1934 fiel das Buch einer Beschlagnahme zum Opfer, alle Versuche einer Verbotsaufhebung schlugen fehl. Die Begründung war genauso fadenscheinig wie zeitüblich und scheint gleich den Anlaß gegeben zu haben, nun alle Werke Worfels im Leipziger Lager zu konfiszieren. Der formale Grund war der (Gummi-)Paragraph 7 der Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutze des deutschen Volks vom 4. Februar 1933, wonach Druckschriften, deren Inhalt geeignet war, die öffentliche Sicherheit oder Ordnung zu gefährden, polizeilich beschlagnahmt und eingezogen werden konnten. Der finanzielle Ausfall wurde bis zu einem gewissen Grad durch die Vergabe von Lizenzen für Übersetzungen gemildert. Es erhebt sich die Frage, wieviele Exemplare des *Musa Dagh* auch ohne deutschen Absatzmarkt verkauft werden konnten. Ein Indiz dafür gibt eine Lagerbestandsaufnahme. Von den 15 000 Doppelbänden waren im Juli 1938 insgesamt 4 833 Exemplare vorhanden, und es ist anzunehmen, daß nicht wenige Bände zu Sonderkonditionen verschleudert wurden. Der Verleger Paul Zsolnay war in diesen Zeiten sehr bemüht, seinen Schützling von den Niederungen der Tagespolitik fernzuhalten, und Worfels „Enthaltensamkeit“ wurde immer wieder begrüßt. So hat der Verlag dem Autor den 1932 vorgebrachten Plan, eine Literaturzeitschrift herauszugeben, ausgeredet, ihm zugeredet, dem Reichverband deutscher Schriftsteller beizutreten, und ohne jeden Anlaß im August 1933 zwei

erfolgreiche Verlagswerke Werfels – beide Broschüren – vom Markt entfernt, um, wie man meinte, dem Autor keine „Mißdeutungen“ auszusetzen. Dem Buchhandel wurde mitgeteilt, daß beide Schriften vergriffen seien. Diese Maßnahme bedeutete für den Verlag eine finanzielle Einbuße, denn die Broschüre *Realismus und Innerlichkeit* war im Dezember 1932 bereits in fünfter Auflage (17.–21.Tsd.) erschienen, während der Text des zweiten Vortrags, *Können wir ohne Gottesglauben leben?*, im April 1932 in einer Auflage von 10.000 auf den Markt kam. Als nächstes wurde energisch gegen den Plan des Allert de Lange Verlags gewettert, einen bereits publizierten Text Werfels, *Kleine Verhältnisse*, in eine Anthologie, die ursprünglich den Titel *Der Scheiterhaufen* trug, aufzunehmen. Die Begründung in Wien: Die Erlaubnis sei nur für den Nachdruck in einer rein literarischen, völlig unpolitischen Anthologie erteilt worden. Mit dieser ostentativen Abstinenz glaubte man in Wien, Werfel für den deutschen Markt retten zu können. Erst die Geschichte mußte ihn eines Besseren belehren.

Aber wie war es mit den restlichen Werken, die bis zum Anschluß erschienen? Eine Lagerbestandsaufnahme, die im Juli 1938 in Zusammenhang mit einem geplanten Abverkauf erstellt wurde, gibt uns zum Teil erschreckende Antworten, da die Diskrepanz zwischen Auflagen und Absatz nicht offenkundiger sein könnte. Die vier Werfel-Titel, die nach der Machtübernahme Hitlers erschienen, haben sich durch den Wegfall des Hauptmarkts erwartungsgemäß schlecht verkauft. Aber durch den Generalvertrag verpflichtet, mußte der Zsolnay Verlag unrealistisch hohe Auflagen drucken und sie im vorhinein bezahlen, ohne Aussicht darauf, daß das Geld wieder hereinkommen würde. Bis auf *Musa Dagh* wurden sie nicht nach Deutschland eingeführt. 1935 erschien der Gedichtband *Schlaf und Erwachen* in einer Auflage von 3 000 Exemplaren. Im Juli 1938 lagen noch 2 614 auf Lager! Das Schauspiel *In einer Nacht* kam als „Bühnenmanuskript“ am 5. Oktober 1937 in einer Auflage von 3 000 Exemplaren heraus, wurde aber nicht nach Deutschland ausgeliefert. Zweitausend davon wurden nicht einmal aufgebunden. Verkauft wurden ca. 400 Exemplare. Dem umfangreichen Prophetenroman *Höret die Stimme*, erschienen Mitte Oktober 1937 in einer Auflage von 10.000 Stück, war in der kurzen Zeitspanne bis zum „Anschluß“ und ohne den deutschen Markt ein eher kleiner Erfolg beschieden: im Juli 1938 lagen noch 6 191 Exemplare auf Lager. Was den tatsächlichen Absatz betrifft, so dürfte der Autor einer Desinformation aufgesessen sein. An den amerikanischen Verleger Ben Huebsch schrieb er am 27. Dezember 1937: „Es wird Dich interessieren, dass ‚Höret die Stimme‘ ein großer Erfolg geworden ist und ausserhalb Deutschlands unter den Romanen der Bestseller war und ist. Der grössere Teil der deutschen Auflage ist schon vergriffen, was unter den gegenwärtigen engen Verhältnissen enorm viel bedeutet. Ich hoffe nun bestimmt, dass dieses Buch auch in Amerika sein Glück machen wird.“⁵ Die „Kritik in allen österreichischen, schweizer, holländischen und so weiter Blättern“ mag, wie Werfel im selben Brief schreibt, „fabelhaft“ gewesen sein, aber im Mai 1938 mußte er konzedieren, daß der Absatz dem nicht entsprach:

⁵ Das Buch erschien 1938 in amerikanischer Übersetzung u.d.T. *Hearken unto the Voice*. Siehe Jeffrey B. Berlin: March 14, 1938: „Es gibt kein Österreich mehr“. Some Unpublished Correspondence between Franz Werfel, Alma Mahler Werfel und Ben Huebsch. In: *Deutsche Vierteljahrsschrift* 62 (1988), S. 741–763. Hier S. 749.

„Ich bin furchtbar traurig darüber, dass mein Profetenbuch trotz der herrlichen Kritiken kein Bestseller geworden zu sein scheint. Du weißt, dass ich kein Narziss bin, dieses Buch aber liebe ich sehr und glaube, dass es unerschöpflich ist.“⁶

Mit einem Verleger, der nie „nein“ sagte, gab es im Verlauf einer Beziehung, die fast eineinhalb Jahrzehnte währte, so gut wie keine Streitigkeiten, wie wir sie von anderen Autoren kennen. Zu einem heftigen Streit kam es allerdings in Zusammenhang mit dem Bibelspiel *Der Weg der Verheißung*, an dem der Autor seit 1933 arbeitete. Im Kern ging es um die Marktpräsenz Werfels, die es zu schützen galt, und um den Wunsch des Autors mit einem Werk einmal fremdzugehen. Bevor es zwischen Werfel und Zsolnay im Sommer 1935 wegen dieser Frage zu einem Streit kam, war das Zerwürfnis zwischen den beiden in Insiderkreisen längst kein Geheimnis mehr, auch nicht, daß er den Verlag wechseln wollte. Hauptinteressenten waren der Querido Verlag in Amsterdam und der Humanitas Verlag in Zürich. Und mit letzterem führte Werfel Vertragsverhandlungen für sein Bibelspiel. Einerseits war Paul Zsolnay in seinem Stolz, andererseits lag ihm das Wohlergehen seines Lieblingsautors am Herzen. Es war für ihn schlicht unvorstellbar, daß ein Werk Werfels anderswo erschiene, obwohl der Autor dies ja entschieden wollte. Obwohl für jeden Realisten der deutsche Absatzmarkt zu diesem Zeitpunkt zu vergessen war, glaubte Zsolnay nach wie vor, sein Lebensziel sei es, Werfels Gesamtwerk für Deutschland zu erhalten. Ein Seitensprung zu Humanitas, einem geächteten Emigrantenverlag, würde die Situation nur noch schwieriger machen, meinte er. Um Werfel so weit wie möglich entgegenzukommen, kam er gar mit dem Humanitas Verlag überein, daß dieser keine Propaganda machen dürfe, die Werfel in Deutschland schaden könnte. Aus dieser vertrackten Situation wußte Werfel im wahrsten Sinne des Wortes Kapital zu schlagen. Statt den Autor nach dem Generalvertrag zu entlohnen – was ohnedies kaufmännischer Unsinn war – zahlte Zsolnay mehr als das Doppelte der vereinbarten Vorauszahlung. Nach heutigem Wert erhielt Werfel bei Ablieferung des Manuskripts S 350.000 oder gut DM 50.000 bar auf die Hand. Nicht nur das: Der Verlag verdoppelte auch noch die Erstauflage von 5.000 auf 10.000 Exemplare bei einer Druckauflage von 11.000. Und das zu einer Zeit, wo kein Markt vorhanden war. Zur Ironie dieser Geschichte gehört es, daß, allem Anschein nach der Band *Der Weg der Verheißung* – ob Absicht oder Zufall – überhaupt nicht in den Handel gelangte, sprich: überhaupt nicht zum Verkauf angeboten wurde. Von dem im Dezember 1935 erschienenen Werk befanden sich laut Bestandsaufstellung des Verlags im Juli 1938 noch 9 999 Bände auf Lager.

Der Verkauf der Bücher Werfels bis zum Anschluß vermochte wohl nicht einmal die Zinsen für die enormen Investitionen des Verlags in das Verlagsobjekt Werfel einzubringen. Der marginale Absatz seiner Bücher im Zsolnay Verlag nach dem März 1938 – es sind ein paar hundert Bände – verleitete Werfel zur irrtümlichen Annahme, der Verlag hätte Vertragsbruch begangen und er wäre sozusagen frei. Alma Mahler-Werfel schrieb und formulierte seine Briefe an den Verlag in Wien, während dieser mit Gottfried Bermann Fischer über eine Übernahme verhandelte, die bereits im Juni 1938 zustandekam. Aufgrund einer in mehrfachem Sinn widerrechtlichen Abmachung, die Anfang 1939 in Paris zustandekam, konnte sich Werfel vom Paul Zsolnay Verlag in

⁶ Franz Werfel an Ben Huebsch, 24.5.1938, ebd., S. 759. Siehe auch Jeffrey B. Berlin, Donald G. Daviau and Jorun B. Johns (ed.): Unpublished letters between Franz Werfel, Alma Mahler Werfel, and Ben Huebsch: 1941)1946. In: *Modern Austrian Literature* 24 (1991), Nr. 2, S. 123–200.

Wien loslösen. Verhandlungen über den Verkauf der Lagerbestände von Wien ins Ausland – etwa an Bermann Fischer – versandeten. Der Verlag in Wien wurde durch die Kraft des Faktischen – in diesem Fall eine Ausgabe von *Musa Dagh* bei Bermann Fischer – aus dem Rennen geschickt. Als der aus England zurückkehrte Verleger Paul Zsolnay sein Unternehmen nach dem Krieg wieder aufbaute, war eines seiner besten Zugpferde – Franz Werfel – nicht mehr im Programm. Was dazwischen lag, ist eine andere Geschichte ...

Franz Werfel und sein Verleger Paul Zsolnay. In: *Brücken. Germanistisches Jahrbuch Tschechien-Slowakei* 1995. Neue Folge 3, S. 65–75.